# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 27. Posen, den 26. Juli 1927. Nr. 27.




## Krasputin
### der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

3. Fortsetzung. 

Nikolajewitsch Krasputin sah ihn stumm an. Er wußte nicht recht, war dies Ernst oder Spott. Er wollte sich weigern und hob schon die Hand, — da schlug Ahrenberg auf des Bärtigen Faust und öffnete sie — drei Markstücke lagen auf einmal darin . . .

„Das geht mit dem Teufel zu!" brummte ein Mann, der dicht neben Ahrenbergs Vorführung stand.

„Ja, — oder ein Trick!" gab sein Nachbar zurück, sah aber gleich ängstlich nach Krasputin hin. Der Russe stand unschlüssig neben dem Bett. Unwillig, wie innerlich zweifelnd, begegnete er wieder Ahrenbergs Blick.

„Ihr sollt keine Wunder von mir verlangen!" sagte er kurz. „Ihr lästert die göttliche Stimme in mir."

Ohne Ahrenberg zu beachten, ging er an den schweigenden Männern vorbei und setzte sich an einen einsamen Tisch. Der Bärtige folgte ihm unschlüssig nach und drehte den Hut in der knochigen Hand.

„Meister! Meister!" wiederholte er laut, als Krasputin schwieg. „Du wolltest mir heute die Losnummer sagen, die ich wählen soll. Hast du sie im Traum heute nacht schon gesehen?"

Der Russe strich sich müde über die Stirn.

„Multipliziere die erste Zahl, die sich durch zwei, drei, vier, sechs und neun teilen läßt, mit der ersten Zahl, die sich durch zwei, vier, fünf und acht teilen läßt und verlängere das Ergebnis um eine Neun. Dann wird dein Los gewinnen."

Der Bärtige kritzelte auf ein Papier und rechnete hastig und angestrengt nach.

„Sechsunddreißig ist die erste Zahl. Mal — mal —" auf der Stirn stand perlender Schweiß —, „mal vierzig. Das gibt —" er strich einen Fehler mit zwei Strichen aus —, „gibt vierzehn — vier — null. Dazu eine Neun, macht vierzehn — vier — null — und neun." 14 409 schrieb er auf und hielt seine Rechnung nach Krasputin hin. Doch dieser stand schon mit dem Hut auf dem Kopf und ging schnell zur vorderen Tür hinaus. Ahrenberg eilte dem Russen gleich nach und holte ihn kurz vor dem Stadtwalde ein.

„Sie gestatten?" fragte er kurz und ging eine Strecke stumm neben ihm her. Dann wandte er sich nach dem andern hin.

„Fühlen Sie diese seltsame Kräfte schon länger in sich?"

Der Russe sah mißtrauisch an ihm vorbei.

„Ja. Stets. Schon als Kind."

Eine Zeitlang schwieg Ahrenberg. Um seinen Mund lief flüchtiger Spott, mit Spannung vermischt. Er räusperte sich.

„Warum vergeuden Sie Ihre seltene Kraft vor solch einem Pack? Vor Bettlern und Landstreichern? Statt vor der Welt!"

Er schrieb mit der Hand einen Kreis in die Luft.

„Was könnte ein Mann, der wie Sie an sich glaubt —" Er zögerte kurz und belauerte scharf des Russen Gesicht. Als Krasputin schwieg, fuhr er achtungsvoll fort: „Was könnten Sie wirken! Erfolge erzielen in einem Milieu, das zu Ihnen paßt!"

„Wenn es mir bestimmt ist, so wird mich das Schicksal in mir dahin führen," gab Krasputin ohne Erregung zurück. Ahrenberg nickte ihm zustimmend zu.

„Vielleicht ist dies Schicksal schon näher, als Sie es noch eben geahnt! Herr Krasputin!" sagte er mit erhobenem Ton, „ich spreche am besten ganz offen, damit —"

„Ich bitte!"

„Sie kennen mich seit einer Woche etwa —"

„Aus der Herberge, ja. Sie waren Artist?"

„Ich war beim Zirkus, gewiß. Akrobatik und so. Zauberei, Illusion. Alles zu seiner Zeit. Ganz nach der Konjunktur und nach Engagement. Ich habe mir in all den Jahren dabei einen Batzen gespart. Nicht zu viel, doch genug für ein gutes Geschäft. Sagen wir zwanzigtausend einmal, na, das stimmt ungefähr."

Der Russe entsann sich auf einmal ganz schwach, daß man in der Herberge schon davon sprach. — Nur glaubte man dort nicht recht an eine ehrliche Herkunft des Geldes.

„Sehr interessant," meinte er obenhin.

Ahrenberg kam etwas näher zu ihm und legte Vertraulichkeit in seinen Ton.

„Für dies Geschäft suche ich den Kompagnon. Ich glaube jetzt — Sie sind der richtige Mann."

„Ich?" lächelte Krasputin, ehrlich erstaunt. „Sie irren. Ich bin in Geschäften so fremd und ungewandt wie nur ein Mensch auf der Welt."

„Macht nichts!" sagte Ahrenberg. „Braucht es auch nicht. Dafür bin ich da. Ich lanciere Sie schon."

„Sie sprechen in Rätseln. Was soll ich denn tun? Ich habe kein Geld."

„Aber Kräfte in sich, mit denen man heute Millionen verdient! Millionen, jawohl! Wenn man's richtig benutzt!"

In Krasputins Augen stieg wieder der Glanz, den Ahrenberg kannte. Er schwieg immer noch, doch lag um die Lippen ein herrischer Zug. Der Wille zur Macht.

„Sie fühlen merkwürdige Kräfte in sich. Die Gabe, das Schicksal der Menschen zu wissen, die Zukunft und so. — Ich habe die Andacht der Leute gesehen. Wie sie an Sie glaubten. — Die Angst, daß vielleicht doch was Wahres daran sei, was Sie prophezeit. — Ich dachte im stillen mein Teil und lachte mich tot."

„Wieso?" fiel Krasputin hastig ins Wort. „Was schien Ihnen lächerlich?"

Ahrenberg zog seinen Blick in sich ein, als habe der andere sich nur verhört. Im Innersten glaubte er von all dem Wundergeschrei der Leute kein Wort, und er ärgerte sich, daß der Russe so fest seine Maske behielt, die ihm, dem Artisten, Komödie schien. Er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß der Russe seine Taschenspielerei mit dem Markstück vorhin vollkommen durchschaut habe und sie so nahm, wie er es gemeint. Als Zinken, als

stillen Verständigungstrick. Zum Bluff, den zwei Kundige improvisiert. Doch trotz seinem Aerger fühlte er etwas wie Freude und halben Artistenrespekt vor Krasputins Kunst der Verstellung, wie er sie erkannt.

„Bitte, was empfanden Sie als lächerlich?" erinnerte Krasputins Stimme ihn rauh.

„Pardon!" gab ihm Ahrenberg höflich zurück. „Ich wählte das richtige Wort vielleicht nicht. Es hat für mich — ganz persönlich, nicht wahr? — stets etwas von Komik, wenn ein Mensch allein, nur durch Worte und Blick auf andere wirkt, daß sie die Mäuler aufreißen. Und Sie haben eine unheimliche Suggestionskraft. Bestimmt!" setzte er schnell hinzu, da er Falten auf Krasputins Stirne sah. „Wenn ich's Ihnen sage, dann glauben Sie's nur! — Wenn Sie schon auf Männer so wirkten, vorhin, was glauben Sie, wie erst das Weibervolk läuft und Ihnen den Hof macht, wenn's Sie erst mal sah! Bei Ihrem bildschönen exotischen Kopf, bei Ihrem Gesicht, Ihren Augen und dem fabelhaften seherischen Ausdruck darin. Großartig! Famos! — Selbst wenn Ihre Worte nur Schwindel wären und Sie den Leuten nur eine Komödie vormachten — ja, — die Augen würden allein schon genügen. Mein Siegel darauf!"

Wieder blinzelte er ihn von unten an. Aber Krasputin hörte ihm aufmerksam zu. Ahrenberg wartete vergeblich auf das Verständigungslächeln. Er wurde ganz irr an den Augen des Russen, in denen ein glückliches Aufleuchten war. Ein herrisches Träumen. Mußte er dem da vielleicht anders kommen, um ihn zu gewinnen?

Er legte sein Antlitz in ernsthafte Falten.

„Herr Krasputin, Sie sprachen vom Schicksal, das Sie führen wird. Das Schicksal bedient sich zur Tat stets der Menschen. Ich hab' das Gefühl, als sei *ich* der Mensch, dem Ihr Schicksal befiehlt. Es ist mir, als werde ich durch eine geheimnisvolle Macht gezwungen, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, der Ihnen mein ganzes Vermögen vertraut."

Der Russe blieb stehen. Mit großen, seltsam glänzenden Augen sah er Ahrenberg an. In seinen Zügen zuckte und wetterleuchtete es.

„Donnerwetter!" dachte Ahrenberg stumm. „Der Bursche ist wirklich ein Komödiant, wie ich ihn im Leben nicht zweimal gesehen!"

„Sagen Sie, was Sie mir sagen müssen!"

Die Stimme des Russen war tief und sonor.

„Ich stelle Ihnen mein Geld und meine Erfahrung zur Verfügung. Ich führe Sie in den Wirkungskreis, der Ihnen fehlt. Ich sorge für Wohnung und Kleider und alles, was so drum und dran hängt. Ich werde Ihr Manager, mache Reklame, besorge den Tamtam, der Sie schnell berühmt macht —"

„Und ich?" fragte Krasputin mit starrem Ausdruck.

„Sie halten Vorträge — reden den Leuten von Schicksal und Zukunft. Verkehren tagtäglich im Hause der Reichen, bei hohen Personen, Politikern, Adel. Und nehmen das Geld, das man Ihnen heranschleppt. Die Männer werden auf Sie schwören, die Frauen werden Ihnen nachlaufen und selig sein, wenn Sie sie überhaupt nehmen. Sie werden in einem Jahr reich sein. Ein Krösus."

„Und Sie?" meinte Krasputin mit heißen Wangen.

„Ich?" — Ahrenberg stockte, ein wenig verlegen. „Wir werden ja Teilhaber, wie ich schon sagte. Sie — ich — ja, Sie geben mir eben die Hälfte, — was Sie so verdienen. Die Arbeit hab' ich ja — und schließlich riskiere ich noch zwanzigtausend. Die Weiber, die lasse ich Ihnen allein!" versicherte er mit vertraulichem Grinsen.

Des Russen undeutbares, seltsames Wesen war ihm ungemütlich. Er fing langsam an, sich ein wenig zu ärgern.

„Schließlich bin ich's doch, der alles erst wahrmacht. Mit meinem Vermögen. Sonst bleiben Sie ewig ein Armeleut-Herrgott. Wenn mich meine innere Stimme nicht zwänge —"

Der andere senkte den Blick in den seinen, als wolle er ihn mit den Augen verbrennen. Er legte die Hände schwer auf seine Schultern. Sie zitterten leicht vor gebannter Erregung.

„Bereite den Weg, Bruder Ahrenberg! — Tu es! Ich fühle es deutlich, — dich schickt mir das Schicksal!"

*

Noch am ersten Tage nach dem gespenstischen Einbruch in der Villa van Hoogh tat Rolf Matterton alles, um Ines vor neuen Gefahren zu schützen.

In dem leerstehenden Teil des Gespensterpalais brachte er mit Einwilligung der Besitzerin einen jungen Polizeikommissar unter. Inspektor Merz wußte genügend mit solchen „Gespenstern" Bescheid und war froh, auf so unerwartete Art zugleich eine Wohnung und Arbeit zu finden. Er brannte vor Ehrgeiz, das Rätsel zu lösen und rüstete sich auf die seltsamsten Dinge, von deren Bewältigung er sich Erfolge an Geld und an kriminalistischem Stadtruhm erträumte.

Rolf Matterton dachte darüber ganz anders. Er war innerlich fest davon überzeugt, daß der Einbrecher sein Attentat auf das Haus nicht mehr wiederholen werde, nachdem er die Herrin der Villa gewarnt sah. Um so mehr Gefahr sah er für Ines, für ihre Person. Und diese Gefahr blieb, solange der Feind aus dem Dunkel nicht selbst zur Strecke gebracht worden war. Das war seine Aufgabe, die er sich selbst um so lieber gestellt, als sie ihm Gelegenheit gab, seinem weiblichen Schützling stets nahe zu bleiben. Er war sich vom ersten Augenblick seiner Begegnung mit Ines van Hoogh völlig klar, daß diese auf ihn und sein von jeder Schönheit entflammtes Herz einen Eindruck gemacht hatte, der ihn in frohe Erregung trieb. Viel zu sehr Frauenfreund, Sportsmann und Draufgänger, um diesen Zustand erstaunlich zu finden, überließ er sich ihm mit der Freude des Kämpfers, der wieder ein lockendes, köstliches Ziel sieht, das wert schien, durch Opfer errungen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Kurtchens Fahrt nach dem Osten.

### Auf der Fahrt nach Warschau.

### Wilna.

Der Bahnhof ist festlich geschmückt. Die Ciocia ist gerührt von so viel Aufmerksamkeit, aber eigentlich ist es für den Präsidenten gemeint.

Unser Gepäck wird in einen Autobus gestopft, und wir in zwei andere, immer 26 Personen auf 14 Sitzplätze; das ist hier die landesübliche Belastung. Eine Straßenbahn hat diese Stadt von 235 000 Einwohnern nicht; die durch einige Straßen gelegten Schienen spiegeln falsche Tatsachen vor; es sind nur die Ueberreste einer von den Deutschen zur Zeit des Weltkrieges für notwendig befundenen Feldbahn.

Der erste Eindruck Wilna ist überhaupt für Leute, die überall Warschau sehen wollen, eine blutige Enttäuschung. Einer sagte wegwerfend: „Das ist ja eine Vorstadt von Krotoschin."

Kleine Kinder sitzen im Hemdchen mitten auf der Straße. Hinter den Fenstern sind ausgeschnittene Seidenpapiervorhänge. In den engen Gassen fahren in Mengen die sogenannten Paniewagen, und das kleine, magere Pferdchen hat ein seltsames hohes Kummet, manchmal hellblau lackiert, um den Hals gelegt.

Unser Quartier ist in der Vorstadt Antokol, in einer Volksschule. Ich denke bei „Volksschule" immer an unsern Teichplatz. Aber Vater sagt, das sei ganz falsch; da sehe ich wieder, wieviel man auf Reisen lernen kann. Zu russischen Zeiten habe es hier überhaupt gar keine Volksschulen gegeben, und jetzt müsse man benutzen, was zur Verfügung stehe, selbst wenn es aussehe wie ein Stall, und das sei ein sehr schwieriger Uebergangszustand.

In drei Klassen war etwas Stroh auf den Fußboden geschüttet, und alle stürzen sich möglichst schnell auf irgend eine Ecke los, um sich ein Lager zu machen. Bei den Damen drüben erhebt sich bald ein Gezanke, weil eine besonders Schlaue den anderen alles Stroh wegstibitzt hat, um hübsch mollig zu liegen. Bei uns Männern würde so etwas nicht vorkommen.

Der Kierownik spricht ein Machtwort. Schmollend muß sie die Hälfte den Nachbarinnen abgeben. Sie sieht die Notwendigkeit nicht ein. Die können doch ohne Stroh liegen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst; wer hat, der hat, und zuletzt hat sie immer noch doppelt so viel wie alle andern. Einige haben das Glück,

ein Privatquartier zu erwischen. Aber Vater gibt natürlich seinen Quartierzettel an Panna Schmetterling ab. Er kann doch wirklich nicht wissen, wer lieber auf dem Fußboden schläft, Panna Schmetterling oder sein leiblicher Sohn.

Mittagessen gibt's in einer ganz armseligen Kneipe nebenan. Welle 270 ist entsetzt. Aber es ist Chłodnik litewski zu haben. Das ist interessant. Alle bestellen, Vater auch. Ich warte auf Ausbrüche nationaler Begeisterung, aber man sieht sich verlegen an. Vater gibt mir zu kosten, und ich entschließe mich noch rechtzeitig für ganz gemeine Graupensuppe.

Gebildete Menschen wie ich, kennen den Chłodnik aus dem „Pan Tadeusz". Aber die schönste gedruckte Anmerkung kann die eigene Erfahrung nicht ersetzen. Man muß dieses Nationalgericht der Litauer unbedingt gekostet haben.

Die Ciocia war empört und behauptete, es sei Schweinefutter; es sah zwar verlockend aus wie Himbeereis mit Pistazien. Aber es war saure Milch, von roten Rüben rosa gefärbt, und darin schwammen rohe Stückchen von grünen Bohnen, Petersilie, sauren Gurken und Dill.

Vater sagte, man müsse alles kennen, und ließ die Hälfte stehen. Und die Ciocia gab einige nach ihrer Meinung vorzügliche Suppenrezepte zum besten. Dabei lief ihr selbst das Wasser im Munde zusammen, und sie küßte sich die Fingerspitzen vor Entzücken.

Hierauf gab bes Kalbsbraten oder römischen Braten nach Auswahl mit Nudeln und Kartoffelbrei und etwas Salat, alles gleich auf einem Teller. Da konnte sich niemand über den Egoismus seiner Nachbarn beklagen. Und da weder genug Stühle noch Bestecke vorhanden waren, stand die zweite Hälfte an den Wänden herum, bis die erste fertig war.

Die Ciocia gab der öffentlichen Meinung Ausdruck, indem sie laut und deutlich feststellte, daß es sich wirklich nicht lohne, nach Wilna zu fahren; das habe man alles zu Hause schöner und besser.

Vater lächelte höflich, und dann sagte er zu mir, ich solle vor allem auf das merkwürdige Gemisch von westlicher Kultur und östlicher Unkultur achten, das in den Straßen herrschte.

Ich habe auch schon Verschiedenes entdeckt, was Vater meinen könnte.

Die ganze Stadt ist voll herrlicher Kirchen und anderer Gebäude, zum Teil in griechischem Stil, der seltsam von der sonstigen Umgebung absticht. Das Pflaster ist geradezu gefährlich, besonders für die Stöckelschuhe unserer westlichen Damenwelt. Allerdings sah ich bald, daß uns die östlichen Jüdinnen in diesem Punkte an Kultur nicht nachstehen.

Die Straßen sind eng und krumm; an jeder Biegung überrascht ein neues Bild, wie in einem Gebirgstal. Die Einblicke in vermeintliche Hoftore gewähren dagegen Aussichten in ungeahnte Weiten. Jeder dieser Höfe ist ein kleiner Stadtteil für sich.

Am ausgeprägtesten sind alle diese Eigentümlichkeiten im Judenviertel zu finden, wo zudem ein aufdringlicher Geruch von Käse, Leder und Menschen herrscht, und wo man dieses Gemisch aus deutsch und polnisch, das sicher nur ein Wilnaer Jude versteht, an der Quelle studieren kann. Unsere Damen fürchten sich ja, ins Judenviertel zu gehen, weil man da „kleine Kinder stiehlt". Na, ich will ja nicht unhöflich sein. Vater hat auch sehr höflich gelächelt.

Wilna besitzt im ganzen zwei Postämter; sie braucht wohl auch nicht mehr, den die Marken kauft man in den Tabakläden. Nicht weit von der Ostra Brama ist ein städtisches Kino für Kultur und Aufklärung. Vater meint, das werde vielleicht nicht die gewöhnliche Verbrecherschule sein.

Die Wasserverhältnisse und was damit zusammenhängt, sind so wie auf allen Bahnhöfen hinter Skupca, und man kann interessante Gespräche der Damen darüber belauschen. Im Führer von Wilna wird auch alle Augenblicke irgend eine verheerende Seuche erwähnt. Ein gewisses Streben nach Hygiene ist aber schon vorhanden. Das Trinkwasser, auch der Tee, den man in allen Lebenslagen zu sich nimmt, schmeckt nach Karbol.

„Das ist gesund," sagte Vater und schüttelte sich.

In den öffentlichen Anlagen stehen Tonnen mit angeketteten Emaillebechern und der Ueberschrift „Trinkwasser — Punkt Nr. soundsoviel." Aber das war vielleicht nur für die große Festlichkeit; nachher lagen die Tonnen umgestürzt auf der Erde.

Die Stadt ist erfüllt von beständigem Glockengeläute. Die Atmosphäre ist voller Frömmigkeit. An den Hauptstraßen stehen Spaliere von Menschen. Auf den Fahrdämmen jagen berittene Schutzleute auf und ab, um verwegene Passanten zurückzudrängen; hinter ihnen sind fleißige Individuen unablässig damit beschäftigt, sofort zu entfernen, was die Pferde etwa sündigen.

Um 5 Uhr wurde das wundertätige Marienbild von der Ostra Brama in die Kathedrale überführt, und um 7 Uhr zog hinter seiner Leibwache von Ulanen mit himmelblauen Fähnchen in demselben langsam feierlichen Tempo, das einem Automobil aber recht merkwürdig steht, und auf demselben Wege der Präsident in die Stadt ein, von einem „Vivat" empfangen. Die Gassen sind zu eng zur Entfesselung gewaltiger Begeisterung.

Litauen hat seinen Katholiken die Teilnahme an den Feierlichkeiten nicht gestattet. Die brüderliche Liebe der beiden Völker ist wohl aus der Geschichte ausgelöscht, aber leider nicht auch die dazu gehörigen Zahlen in den Geschichtsbüchern.

Weit über tausend Schutzleute aus allen Großstädten Polens sind zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung zur Krönung nach Wilna geschickt worden. Wenn sich ein verirrter Fremdling hilfesuchend an einen Schutzmann wendet, bekommt er jedesmal den Bescheid: „Ich bin selbst erst seit heute morgen in Wilna."

Die Nacht im Quartier ist genau so wie die im Zuge.

Wenn Panna Schmetterling wenigstens ein bißchen dankbar wäre. Aber wir existieren nur für sie, wenn sie etwas braucht, was die andern Kavaliere zufällig nicht haben.

Ich werde Mutter nichts von ihr erzählen. Vater kriegt ja hier schon nichts als Klopse zu essen.

**Die Krönung der Mutter Gottes.**

Fräulein Schmetterling war schon mit einem andern Kavalier verschwunden, und nachdem Vater eine halbe Stunde vergeblich nach ihr ausgeschaut hatte, machte er sich um 9 Uhr mit mir allein auf den Weg zum Festplatz.

Wir gingen zu Fuß. „Um etwas zu sehen," sagte Vater. Aber der Omnibus ist auch wirklich auf die Dauer zu teuer.

Zunächst ist noch in Antokol das militärische Untersuchungsgefängnis Nr. 3 mit vielen Erinnerungen an die Aufstände. Es ist ein großes Gebäude.

Die Peter-Paul-Kirche in Antokol sollte später besucht werden.

Zwischen dem Dreikreuzberg und dem Schloßberg mündet die Wilejka oder Wilenka in die Wilja, und dieser Mündung gegenüber steht ein Mickiewicz-Denkmal aus Holz, dreimal überlebensgroß. Der berühmte Dichter sieht aus, wie ein altes Weib, denn die üppige Haarmähne wirkt wie ein Kopftuch. Seine Hände sind breit wie Schaufeln; er hat wohl mit sehr schweren Federn geschrieben. Alle fanden es scheußlich. Aber Vater sagte ganz ernsthaft, das sei eben moderne Kunst.

Urplötzlich entlud sich ein heftiges Unwetter. Die Menschen bekreuzten sich und flüchteten. Und es hörte nicht auf, in Strömen zu regnen, bis die ganze Feier vorüber war.

Durch etliche militärische Absperrungsposten gelangten wir auf Grund einer Einlaßkarte auf den Festplatz vor der Kathedrale und drängten uns in die Limonadenbude eines Juden, die schon so voll Menschen war, daß wir gerade unter der Traufe noch Platz fanden.

Die Kathedrale sieht aus wie unser Posener Stadttheater. In der Giebelfüllung ist ein Relief, das das Opfer Noahs darstellt. Ein dicker, häßlicher Glockenturm steht in einiger Entfernung von dieser Basilika, aber nahe genug, um das ganze Bild zu stören. Oben ist sogar eine Uhr, aber sie geht nicht.

Vor der Basilika ist ein Altar, ein Thronhimmel und eine Kanzel errichtet. Dann folgt das Parkett für die bevorzugten Zuschauer, abgezäunt durch kranzumwundene hohe Säulen und Balustraden, die in der gelblichen Lehmfarbe der Kathedrale und des Glockenturms getüncht sind. Aber die Farbe fängt schon an, herunterzufließen.

Dann ist ein großer Teil des weiten Platzes frei, auf dem wohl bei schönem Wetter kein Apfel hätte zur Erde fallen können, und um ihn ein militärischer Kordon. Weiterhin sind amphitheatralisch drei Tribünen aufgebaut, die den Unternehmer 40 000 Zloty gekostet haben, und nun kümmerlich mit einigen Regenschirmen besetzt sind. Den ersten, zweiten und dritten Rang des großen Theaters bilden die Balkons und Dächer der umliegenden Häuser.

Die zur Kathedrale führenden Straßen sind angefüllt mit frommen Wallfahrern, die geduldig mit ihren Fahnen im Regen stehend ihre Lieder singen. Erzbischöfe und Kardinäle nahen unter Regenschirmen; andere Geistliche springen mit nicht eben würdigen Bewegungen über Pfützen. Das Parkett füllt sich mit Regenschirmen, und vom Altar und der Kanzel ist nichts mehr zu sehen.

Aber es wird still, und man ahnt, daß etwas Feierliches vor sich geht. Das dauert etwa eine halbe Stunde, dann singt ein Chor, sehr schön und sehr lang.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Max Dauthendey.

## Zu des Dichters 60. Geburtstag am 25. Juli 1927.

Von **Hans Gäfgen**.

(Nachdruck verboten.)

Max Dauthendey zählt zu den feinsten, innigsten, stillsten Dichtern der letzten Jahrzehnte. Wenige haben sich, wie er, in solchem Maße in die Natur versenkt, wenige so wundervoll von den Wundern der Kreatur zu künden gewußt. Aus tiefster Einsamkeit wurden Dauthendeys erste Gedichte, gesammelt unter dem Titel „Ultra Violett" und 1893 erschienen, geboren. In einem schwedischen Dorfe, in einem Lande, dessen Sprache er nicht verstand, hat der Dichter ein Jahr lang gelebt, und ist den Blumen und Tieren Freund geworden. In einer Sprache, deren Reichtum an immer neuen, oft sich überstürzenden Bildern und Gleichnissen kaum zu überbieten ist, hat er von seinen Erlebnissen gesprochen, an denen Tausende jahraus und jahrein achtlos vorübereilen, die im Alltag aufgebaut sind, wie stille Altäre, die Empfängliche immer wieder zur Andacht mahnen.

Später, da die Liebe in sein Leben trat, hat der Einsame freudigere Lieder gesungen. Die Liebe, die grenzenlose Liebe gibt nun seinem Schaffen das Gepräge. Nun strömen ihm Verse zu, wie diese, die stets dem unvergänglichen Gut deutscher Dichtkunst zugezählt werden müssen:

Die Amseln haben Sonne getrunken,
aus allen Gärten strahlen die Lieder,
in allen Herzen nisten die Amseln,
und alle Herzen werden zu Gärten
und blühen wieder.

Nun wachsen der Erde die großen Flügel
und allen Träumen neues Gefieder,
alle Menschen werden wie Vögel
und bauen Nester im Blauen . . .

Dann wieder gewinnt die Schwermut die Oberhand, und ein Gedicht, wie dieses entsteht:

Wer rief?
Ich fliege auf erschreckt,
die stille, bleiche Kerze wacht.

Mein Bett so weiß,
und um mich abgrundtief die Nacht.

Mein Herz, das mit der Erde schließ
steht aufgereckt.
Wer rief? Wer rief?

Ein andermal gewinnt die Heiterkeit solche Macht über den Dichter, daß er den „Bänkelgesang vom Balzer auf der Balz“ schreibt und andere Arbeiten, die an die Art eines Hans Sachs, des Jobstadendichters Kortum, ja selbst an Wilhelm Busch erinnern. Das aber sind alles nur vorübergehende Launen, und immer wieder nimmt ihn die Natur gefangen, die Natur mit ihren Rätseln und tausend Regungen, und die Liebe, die Liebe zur Gefährtin seines Lebens und die große, leuchtende Liebe zu allem Geschaffenen.

Würzburg, die herrliche Stadt am Main, wo die Nachtigallen im Frühling zu Hunderten singen und der Blütenduft in lieblichen Schwaden durch verträumte Gassen weht, wurde Max Dauthendey geboren. Von seinem Leben ist nicht viel zu berichten. Es war still, wie sein Schaffen. Der Dichter lebte in Paris und München und kehrte dann in seine Geburtsstadt zurück. Er starb an der Sehnsucht. Als der Krieg begann, befand er sich auf einer Studienreise in Sumatra und Java, in Gegenden voll unaussprechlicher Schönheit. Er konnte nicht zur Heimat zurück; er verzehrte sich im Sehnen nach Vaterland und Gattin. Sein Herz brach. „Letzte Reise“ heißt das Buch, das sein Testament darstellt: Tagebuchstellen, Briefe und Aufzeichnungen, nach seinem Tode herausgegeben. Ein erschütterndes und doch immer neu beglückendes Dokument reinen, edlen Menschen- und Künstlertums, ein Buch, in dem die Seele Max Dauthendeys, des großen Künstlers und Menschen, noch einmal aufblüht, wie eine leuchtende Sommerblume, um dann zu welken, zu sterben . . .

## Gedenktage.

**25. Juli.**

Max Dauthendey, der Dichter zarter Lieder und Novellen, wäre am 25. Juli 60 Jahre alt geworden. Er war in Würzburg als Sohn eines Photographen geboren, von dem er in dem Prosawerk „Der Geist meines Vaters“ erzählt hat. Zunächst wollte er Maler werden, lebte dann aber seit 1898 als freier Schriftsteller und machte große Reisen nach Skandinavien, Amerika und Japan. Namentlich die Geschichten, die unter den Eindrücken im Fernen Osten entstanden, haben seinen Namen bekannter gemacht („Lingam“, „Die geflügelte Erde“, „Acht Gesichter im Biwasee“ und „Geschichten aus den vier Winden“). Bei Kriegsausbruch war er in Java, konnte nicht mehr zurückkehren und verzehrte sich dort in Sehnsucht nach der Heimat, bis er am 4. September 1918 in Malang starb. — Ein tragisches Ende, wenn man bedenkt, daß er wenige Wochen später die Heimreise hätte antreten können. Seine Lieder sind viel zu zart und scheu, um in einem weiteren Kreise Eingang zu finden. Das Schönste aus seinen Werken und das zugleich Zugänglichste vereinigte Walter von Molo in einem Band.

**29. Juli.**

Der Dichter von „Frent euch des Lebens“. Nennt man heute den Namen Johann Martin Usteri, so wird sich für kaum einen Leser damit irgendeine bestimmte Vorstellung verknüpfen. Aber das alte Lied „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, — Pflücket die Rosen, eh' sie verblühn“ — das singen wir heute noch, und kein anderer ist sein Verfasser als Usteri, dessen Todestag sich am 29. Juli zum 100. Male jährt. Usteri war am 17. April 1763 in Zürich geboren und veröffentlichte zahlreiche Dichtungen in Vers und Prosa, die David Heß bald nach seinem Tode sammelte und mit einem Lebensbild des liebenswürdigen Poeten und Zeichners 1831 erscheinen ließ. Da diese Sammlung noch 1877 eine 3. Auflage erlebte, scheint diese idyllische Dichtung Usteris beliebt gewesen zu sein. Heute kennt man nur noch sein „Gesellschaftslied“, das zuerst im Jahre 1793 als Einzeldruck in Zürich mit Nägelis heute noch gesungener Melodie erschien, doch ohne die Namen des Autors und Komponisten. Ebenfalls mit Nägelis Melodie wurde es dann in den Göttinger Musenalmanach für 1796 aufgenommen und seither findet man es immer wieder in Liederbüchern und Anthologien. Möge man sich nun auch einmal des verschollenen Dichters erinnern, der vor 100 Jahren, am 29. Juli 1827, in Rapperswyl starb. Eine Biographie des Dichters von Nägeli, einem Namensvetter oder Nachfahren des Komponisten, erschien noch 1907 in Zürich.

## Aus aller Welt.



**Voronoff-Versuche bei Schafen.** Das englische landwirtschaftliche Ministerium beabsichtigt, im Herbst in Verbindung mit den Versuchen Dr. Voronoffs, durch Drüsenoperation an Schafen deren Körperbeschaffenheit und Wollproduktion zu verbessern, ähnliche Experimente an englischen und schottischen Schafen vorzunehmen.

**Eine Kinokonzession für das Salzburger Festspielhaus?** Wie Salzburger Zeitungen berichten, hat die Salzburger Festspielhausgemeinde im Zusammenhang mit der während der diesjährigen Festspiele geplanten Aufführung eines amerikanischen Filmes um die Verleihung einer ständigen Kinokonzession für das Festspielhaus nachgesucht. Die Salzburger Zeitungen erheben heftig Einspruch dagegen, dem Festspielhaus diese Konzession zu erteilen. Die Existenz des Salzburger Stadttheaters sei an und für sich durch die vielen Kinos schon schwer gefährdet, so daß man es nicht darauf ankommen lassen dürfe, durch eine neue Kinokonzession — an wen immer es auch sei — den Fortbestand der Bühne noch weiter zu untergraben; ein Zusammenbruch des Theaters läge sonst durchaus im Bereich der Möglichkeit.

**Dauerheilung von Hühneraugen nach einem neuen Verfahren.** Das Verfahren, welches Puff in der „Münch. m. W.“ beschreibt, ist mit zwei Einspritzungen, welche der Arzt nacheinander oberhalb des Hühnerauges macht, beendet. Der Erfolg ist in den meisten Fällen so vollständig, daß gleich größere Märsche unternommen werden können. Die Einspritzungsflüssigkeiten sind von der Vertriebsgesellschaft in München, Norderstraße 15, unter dem Namen „Clavisan“ erhältlich. Clavus heißt auf deutsch „Hühnerauge, sanare heilen, „Clavisan“ demnach etwa „Hühneraugenheil“. Wenn Clavisan sich als Dauerheilmittel bewährt, verdient es diesen Namen auch ohne Zweifel.

**Aus Anlaß des 400jährigen Todestages Albrecht Dürers,** der in Kürze begangen wird, hat der Holbein-Verlag in München soeben begonnen, das gesamte Holzschnittwerk des Meisters zu veröffentlichen. Als Herausgeber für das imposante Werk zeichnet Dr. Kurth vom Kupferstichkabinett in Berlin, der dem Werk auch eine ausführliche Einleitung beigegeben hat. Die Reproduktionen sind nach den besten Frühdrucken des Kupferstichkabinetts in Berlin gemacht, den Druck der Bilder hat die Firma F. Bruckmann in München bewirkt.

## Fröhliche Ecke.



**Bissige Satire.** Der bekannte Dichter und Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner, der an der 1737 gegründeten Universität Göttingen bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts lehrte, hat sich durch die Herausgabe von Sinngedichten bekannt gemacht, die sich durch eine überaus scharfe Satire auszeichnen. Eins dieser Sinngedichte ist auf eine damals herausgegebene Naturgeschichte verfaßt, in der jedes Tier sprechend eingeführt wird und seine Lebensgeschichte erzählt, abgesehen allein von dem Esel. Diese Tatsache begeisterte Kästner zu folgender Satire:

„In diesem Buch spricht, wie sich's grade traf,
Ein jeder Ochs, ein jedes Schaf.
Jedoch der Esel ist zu kurz gekommen,
Denn seine Rolle hat der Autor übernommen.“

*

**Ach so.** „Ist dies Flugzeug sicher?“ — „Das sicherste auf der Erde.“

*

**Sport.** „Nanu, Herr Lehmann, mitten auf der Landstraße im Trikot? Sie trainieren wohl? Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie Leichtathletik betreiben.“

„Schöne Leichtathletik! Meine Sachen haben 'se mir beim Baden geklaut!“

*

**Feine Gegend.** „Halten bei euch die Autos, wenn sie ein Huhn überfahren haben?“

„Ja! Sie nehmen es mit.“

*

**Beileid.** „Wir haben zweiundneunzig Pferde und dreißig Wagen,“ sagte das Mädchen.

„Liebste,“ flüsterte der junge Mann, „wann spreche ich mit deinem Vater?“

„Abends auf dem Rummel, er ist Karussellbesitzer.“

*

**Das Genie.** Herr Schwerreich: „Nun, wie sind Sie mit den Fortschritten meines Sohnes zufrieden?“

Hauslehrer: „Ich darf wohl dreist behaupten, der Herr Sohn überwindet die leichtesten Dinge mit den größten Schwierigkeiten.“

*

**Furchtbare Drohung.** „Wenn du Lump die Sohlen nicht bezahlst, laufe ich so lange hinter dir her, bis sie wieder durchgelaufen sind!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.